

POSIE GRAEME- EVANS

Der Eid der Heilerin

Buch

England, 1450: In der Dunkelheit der geheimnisumwitterten westlichen Wälder gellen Schreie durch die eisige, winterliche Nacht. Es ist der erste Schrei eines Neugeborenen und der letzte der Mutter, die, geschwächt von der Geburt und von der Flucht vor den königlichen Schergen, stirbt. Wie durch eine wundersame Fügung gelangt das kleine Mädchen jedoch in die Hände von Deborah, einer Heilerin und Kräuterfrau, die in den Wäldern lebt. Fünfzehn Jahre später ist Anne zu einer schönen, jungen Frau herangewachsen, die von Deborah das Wissen um heilende Kräuter erworben hat. Nun ist es für Anne an der Zeit, ihre geliebten Wälder zu verlassen und nach London zu gehen, um dort in dem Haushalt des reichen Kaufmanns Matthew Cuttifer als Dienerin ihren Unterhalt zu verdienen. Doch Anne fügt sich nur schwer in das städtische Leben und in den geschäftigen Haushalt eines so einflussreichen Mannes. Andere Mägde beneiden sie um ihre Anmut, der Sohn von Cuttifer bedrängt sie immer wieder, und die Pflege der seit Jahren bettlägerigen Lady Margaret Cuttifer erfordert viel Geduld. Erst als Lady Margaret unter ihren kundigen Händen zusehends gesundet, scheint Anne ihren Platz in dem Haus gefunden zu haben. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich in der Stadt die Nachricht von Annes außergewöhnlicher Begabung, und da die Königin schwer erkrankt ist, wird Anne an den königlichen Hof gerufen. Kaum dort eingetroffen, begegnet Anne ihrem Schicksal und ihrer großen – doch unmöglichen – Liebe: König Edward IV. ...

Autorin

Posie Graeme-Evans ist Fernsehjournalistin für Channel Nine, Australiens größtem Fernsehsender. Sie lebt mit ihrer Familie in Sydney. »Der Eid der Heilerin« ist der erste Teil dieser großen historischen Trilogie, »Die Heilerin von Brügge« ist der zweite, bereits erschienene Band. »Der Triumph der Heilerin« als Abschluss dieser Saga ist bei Goldmann in Vorbereitung.

Von Posie Graeme-Evans außerdem
als Goldmann-Taschenbuch lieferbar:

Die Heilerin von Brügge. Roman (45911)

Posie
Graeme-Evans

Der Eid
der Heilerin

Roman

Deutsch
von Cornelia Stoll

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2002
unter dem Titel »The Innocent« bei Atria Books,
a division of Simon & Schuster, Inc., New York



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2006

Copyright © 2002 by Posie Graeme-Evans

Copyright © 2005 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: Collage aus Corbis/DK Limited und Corbis

Redaktion: Andrea Brandl

KvD · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-46316-5

ISBN-13: 978-3-442-46316-9

www.goldmann-verlag.de

Für Eleanor Graeme-Evans,
mit all meiner Liebe.

Es ist ein Privileg,
die Tochter einer Schriftstellerin zu sein.

Prolog



Der Winter hatte sich frühzeitig und mit ganzer Härte eingestellt. Unter den Hufen der Pferde, die auf dem Weg zum Wald über vereiste Erdklumpen stolperten, schien die Erde förmlich zu klirren.

Es war später Nachmittag. Im Westen türmten sich dicke Schneewolken auf und schoben sich vor das letzte Licht des Tages. Auch der Wind wurde stärker, wie der Mann auf dem großen, grauroten Pferd mit Sorge bemerkte. Das erschöpfte Tier stolperte schon wieder. Fluchend riss der Mann an den Zügeln und musterte die dämmerige Linie des Waldes. Die Stelle war für einen Halt viel zu ungeschützt, doch er hatte keine andere Wahl, denn hier musste er auf den Boten warten.

Hinter ihm kam die kleine Schar berittener Männer jäh zum Stehen und versammelte sich um die mit Vorhängen verhängte Kutsche. Militärische Disziplin hielt sie aufrecht, doch die Gesichter und der Zustand der Pferde ließen keinen Zweifel. Sie hatten alle eine lange, eisige Reise hinter sich.

Als die Kutsche schlingernd zum Stehen kam, tauchte hinter den verschlissenen Ledervorhängen zaghaft das bleiche Gesicht einer Frau auf: eine ausgeprägte Nase, hohe Wangenknochen, keine Schönheit, aber hübsch, ungefähr in den Dreißigern. Sie stieg aus der Kutsche, trat auf den gefrorenen Erdboden und bedeckte Mund und Nase eilig mit einem roten, hauchdünnen Schleier – ein lebhafter Farbfleck in der schwarzweißen Winterlandschaft. Die Dunkelheit senkte

sich rasch herab, der Wind hatte nach Osten gedreht. Die Frau unterdrückte den Impuls zu laufen und ging eilig auf den Mann zu, der den Blick über den Wald vor ihnen schweifen ließ. Trotz ihres pelzbesetzten Mantels schnitt die Kälte in ihre Haut, so dass sie zitterte.

Pferd und Reiter ragten hoch über ihr auf, doch der Hauptmann beachtete sie nicht. »Sir!« Ihre Stimme hatte einen scharfen Klang, und sie atmete schwer. Warum? Aus Angst. Unwillig sah der Mann zu ihr herab. Sein strenger Blick ließ die Worte auf ihrer Zunge verdorren. Doch seine anmaßende Haltung erfüllte sie mit neuem Mut. »Sir ... das Kind. Meine Herrin benötigt ein anständiges Bett für die Geburt ...«

»Wie? Das Kind zur Welt bringen? Besser, es stirbt gleich – und sie auch.«

Währenddessen ertönte ein Rufen aus der Soldatenschar, und sie hörten einen Reiter, der im Galopp aus dem Wald kam. »Hier, Peter, zu mir! Hierher! Was haben sie gesagt?«, rief der Hauptmann laut.

»Gedankt sei euch, Mutter Gottes«, murmelte Jehanne trotz ihres Zorns und eilte durch die Dunkelheit zur Kutsche zurück. Jetzt würden sie vielleicht endlich weiterfahren und die Jagdhütte doch rechtzeitig erreichen.

Während sie wieder in die Kutsche kletterte, verzogen sich ihre Lippen zu einem schmalen Strich. Dieser Dummkopf von Hauptmann brauchte nicht zu glauben, dass sie irgendetwas davon vergessen würde. Nein, sie würde sich an jede Einzelheit erinnern, angefangen mit den Kissen, die schon längst ihre Füllung verloren hatten, bis zu den alten, verstaubten Bärenhäuten, die kaum noch ein Haar aufwiesen. Und nicht einmal einen ordentlichen Geleitschutz! Wenn das Kind erst einmal gesund zur Welt gekommen war, würde sie dafür sorgen, dass ihm sein anmaßendes Grinsen verging!

»Wo seid Ihr, mein Liebes? Gleich fahren wir weiter ... nur keine Angst.« In der Dunkelheit tastete Jehanne nach ihrer Herrin und plapperte munter weiter, als der schwere Wagen losrumpelte. »Lasst mich Eure Stirn fühlen – ist der Kopfschmerz vergangen?«

Armes Kind. Jehanne hatte schon vielen Kindern auf die Welt geholfen, aber dieses hier hatte sich seit den ersten, durch diese schreckliche Reise ausgelösten Wehen nicht richtig angefühlt. Gewiss, sie wusste wohl, dass die blutjungen Mütter beim ersten Mal oft große Schmerzen erlitten, doch in Anbetracht der Umstände und der Gefahr schnürte wachsende Panik ihr die Kehle zu. Die Haut des Mädchens fühlte sich kalt an, doch ihr unsteter Puls raste in einer Geschwindigkeit, die Jehanne Angst einjagte. Plötzlich zog sich Alyces Körper, der sich wie ein Ballon in der Dunkelheit wölbte, zusammen, und sie stieß einen schrillen Schrei aus.

»Nun, nun, Herrin, kommt, lehnt Euch an mich«, sagte Jehanne beruhigend. Wenn sie ihr doch wenigstens eine Lampe geben würden, und wäre die Reise doch endlich vorbei. Aber die Kutsche holperte, von vier gleichmütigen Ochsen gezogen, über den Waldweg.

Als der Hauptmann seinen Trupp tiefer und tiefer in den Wald hineinführte, hörte er das Mädchen erneut schreien und verschloss sein Herz. Er und seine Männer hatten die undankbare Aufgabe, das Mädchen und ihre Zofe sicher an ihren Bestimmungsort zu bringen – sie mussten sich sputen, sonst würden sie die Nacht im Wald verbringen müssen. Dies war wahrlich keine Arbeit für einen Mann seiner Herkunft und Erfahrung.

Das waren seine letzten Gedanken, als sich der Pfeil durch seine Brust in sein Herz bohrte und es entzweiriss. Die Wucht des Aufpralls riss seinen Körper vom Hengst, der, vom plötzlichen Blutgeruch erschreckt, reiterlos in die Dun-

kelheit des Waldes jagte. Die fünf Soldaten seiner Truppe stoben auseinander und suchten Schutz vor den Pfeilen, die von den Bäumen auf sie abgeschossen wurden.

Jehanne hörte die Schreie der Männer und das Kreischen der Pferde und spürte, wie die Kutsche abrupt zum Stehen kam. Instinktiv warf sie die große Felldecke über ihre halb bewusste Herrin, zerrte Alyce hinten aus der Kutsche und lief stolpernd und strauchelnd mit ihr in den Wald.

Hinter ihr hatten sich die Soldaten wieder gesammelt, wodurch Jehanne wertvolle Sekunden gewann, in denen sie das fiebernde Mädchen aus dem Gemetzel in den finsternen, kalten Schutz der Bäume schleppen konnte.

Sie ging tiefer in den Wald hinein und entfernte sich immer weiter von dem schrecklichen Lärm. Jehanne zwang sich nachzudenken. Wollten sie überleben, ganz gleich, was mit dem Kind geschah, mussten sie sich so schnell wie möglich verstecken. Vielleicht konnten die Soldaten die Angreifer eine Zeit lang aufhalten, und vielleicht war in dem Durcheinander ihre Flucht unbemerkt geblieben, doch eine Stimme in ihrem Kopf sagte laut und deutlich: *Sie wollen das Kind. Es kümmert sie nicht, wie viele sterben müssen.*

Plötzlich ertönten wieder Rufe: Die Angreifer hatten festgestellt, dass die Kutsche leer war. Irgendwie musste sie Alyce dazu bringen, zu laufen. Schnell zu laufen. Heilige Maria, hilf uns.

Und Gott erhörte sie. Noch während sie ihr Gebet stammelte, hörte sie das Klirren von Zaumzeug, und als sie sich danach umdrehte, sah sie das Pferd des Hauptmanns, das zwei Schritte von ihr entfernt unruhig nach Futter suchte. Schluchzend vor Erleichterung ließ sie Alyce, so sanft es ging, zu Boden gleiten und streckte mit stockendem Herzen ihre Hand nach den lose herabhängenden Zügeln aus. Das Pferd scheute und warf den Kopf zurück, doch Jehanne bekam den

Lederriemen zu fassen und klammerte sich verzweifelt daran fest, während sie unaufhörlich »ruhig, ruhig« flüsterte.

Außer sich vor Entsetzen hörte sie, wie die Männer lärmend näher kamen und einander etwas zuriefen. Sie zerrte das Pferd zu Alyce und hievte sie in den Sattel. Dann stieg sie, einen Fuß im Steigbügel, den Rock bis über die Schenkel geschoben, hinter ihr auf und versetzte dem Hengst einen kräftigen Stoß in die Rippen. Erschreckt machte dieser einen Satz nach vorn, wobei er beinahe seine Last abwarf, und stürmte blindlings unter die Bäume.

Es war ein wilder Ritt – Zweige schlugen ihnen ins Gesicht und fegten die beiden Frauen um ein Haar vom Rücken des Tieres –, dennoch gelang es Jehanne, sich und das Mädchen im Sattel zu halten und gleichzeitig das Pferd zu lenken. Der Hengst jagte dahin, und hinter seinem schweren Keuchen und Hufeschlagen verebbten die Stimmen der Männer. Sie waren allein und sprenghen durch den dunklen Wald.

Eine Zeit lang ließ Jehanne dem Pferd die Zügel, um sicherzugehen, dass sie die Verfolger abgeschüttelt hatte. Doch dann riss sie mit aller Kraft an seinem Maul, damit es sein Tempo drosselte. Aber das Pferd war ein Schlachtross, das Pferd eines Ritters. Es war sechs Fuß hoch, besaß lange, kräftige Beine, Hufe wie Schaufeln und einen Rücken, der dafür geschaffen war, einen Mann mit Rüstung zu tragen. Es spürte die Hände kaum, die so verzweifelt an seinem Zaumzeug zerrten. Auf einem überwucherten Pfad unter den Bäumen fiel es schließlich in einen schwerfälligen Galopp.

Alyce, die vor Jehanne im Sattel saß, stieß ein gequältes Stöhnen aus. Sie spürte einen Schwall Flüssigkeit aus ihrem Körper strömen – ihre Fruchtblase war geplatzt. Das Pferd roch die Körperflüssigkeit und geriet in Panik. Mit gesenktem Kopf flog es schneller und schneller über den unebenen Waldboden. Jehanne wusste, dass sie es nur zum Stehen brin-

gen konnte, indem sie es in einen engen Kreis lenkte – bei der Jagd zwischen den mächtigen Baumstämmen ein wahnwitziges Unternehmen. Doch sie hatte keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Mit aller Kraft zog sie am linken Zügel, während das Mädchen unentwegt schrie.

Irritiert von dem Geschrei kam das Pferd aus dem Tritt und strauchelte. Das genügte. Jehanne riss erneut am Zügel und schnitt dem Pferd brutal das Zaumzeug ins Maul. Das Tier wandte sich zögernd nach links und verfehlte nur knapp einen großen herabhängenden Ast. Nun zog Jehanne mit vor Anstrengung schmerzenden Armen an beiden Zügeln gleichzeitig und zwang das verängstigte Tier zum Stehen.

Bevor Jehanne es verhindern konnte, glitt Alyce zu Boden. Stöhnend landete sie unmittelbar vor den tanzenden Hufen des Pferdes. Mit letzter Kraft lenkte Jehanne das Pferd zurück, ehe sie aus dem Sattel sprang, hastig die Zügel um einen Ast schlang und zu Alyce lief.

Das Mädchen winselte wie ein gefangenes Tier. »Ich bin bei dir, mein Goldkind, nur ruhig, ruhig, kleine Alyce«, murmelte Jehanne. Doch die Geburt ging nicht gut voran. Dem zerbrechlichen Körper des Mädchens, der sich in die blutverschmierten Falten ihres Rocks grub, gelang es trotz aller Anstrengung nicht, das Kind durch den Geburtskanal zu pressen.

Das spärliche Mondlicht erhellte ein starres, weißes Gesicht, das zu einem qualvollen Grinsen verzerrt war, und Jehanne wusste, dass sie, wenn sie zwischen Mutter und Kind zu wählen hatte, das Kind retten musste. Jehanne wischte sich die Hände an ihrem Überrock ab, betete inbrünstig zur heiligen Anna, Mutter der Jungfrau und Schutzheiligen der Gebärenden, und ließ so sanft wie möglich ihre Finger in den Leib des Mädchens gleiten, um nach dem Köpfchen zu tasten, so wie sie es beim Oberhirten ihres Vaters gesehen hatte,

wenn die Mutterschafe in kalten Nächten nicht gebären konnten.

Alyce versank immer tiefer im Fieberwahn, aber Jehanne versuchte alles, den Lebenswillen des Mädchens wachzurufen. »Pressen, Alyce. Komm, noch einmal kräftig pressen – hilf mir doch, Kind.« Doch Alyce reagierte nicht. Jehanne wischte sich hektisch die Tränen ab, dann schlug sie das Mädchen so heftig ins Gesicht, dass ihre Finger rote Abdrücke auf der weißen Haut hinterließen. »Alyce! Drücken, drück für mich, für dein Kindchen. Press!« Als das arme Mädchen sich aufbäumte, spürte Jehanne den Kopf des Kindes an ihren Fingern. »Da ist es – press, press es heraus. Beim Blut des Herrn – *press!*«

Mit einem langgezogenen Heulen setzte sich das Mädchen halb auf und presste das Kind in Jehannes Hände – weiß, von Schleim und Blut bedeckt, aber lebendig und laut schreiend. Es war ein Mädchen von stattlicher Größe und Gewicht – vor allem deshalb hatte die Mutter so lang in den Wehen gelegen. Ungeachtet der Kälte zog Jehanne sich den Überrock über den Kopf, hüllte den Säugling in das ärmellose Gewand und legte ihn Alyce auf den Bauch. Die Nabelschnur pulsierte noch, und die Nachgeburt war noch nicht ausgestoßen. Doch es hatte Zeit bis später, die letzte leibliche Verbindung zwischen Mutter und Kind zu kappen. Jehanne wandte ihre Aufmerksamkeit wieder Alyce zu. Entsetzt stellte sie fest, dass sie nichts mehr für sie tun konnte. Ein Blutschwall ergoss sich auf die Erde, und wenn die Nachgeburt käme, würde sie nur noch schlimmer bluten. Das Mädchen würde sterben.

Der Säugling wimmerte. Traurig knüpfte Jehanne das Mieder ihrer Herrin auf, zog sie zu sich heran, so dass sie halb zum Sitzen kam, und legte ihr den Säugling an die Brust. Sie lächelte schwach, als das Kind gierig zu saugen begann.

Langsam öffnete Alyce ihre Augen. Jehannes Herz wollte überlaufen, als sie sah, wie das Mädchen den winzigen Kopf

des Säuglings betrachtete: Ein Ausdruck inniger Liebe erschien auf ihrem Gesicht, und sie schien von innen zu leuchten. Unendlich sanft zupfte Alyce die Falten des Überrocks zurecht, damit der Säugling besser zugedeckt war, und versuchte zu sprechen. »Jehanne, in meiner Tasche ... Schere ...« Ihre Stimme war kaum ein Flüstern.

Jehanne nestelte an dem kleinen Beutel, der an Alyces schmalen Flechtgürtel hing, und fand eine winzige Schere mit goldenen Griffen und getriebenen Silberschneiden, die für feine Handarbeiten gefertigt worden und sehr kostbar war. Schnell nahm Jehanne den Gürtel ab, band damit die Nabelschnur ab, die, soweit sie es in dem ungewissen Licht erkennen konnte, aufgehört hatte zu pulsieren, holte tief Luft und trennte sie durch.

In diesem Augenblick stieß das Mädchen ein leises Seufzen aus, als wäre etwas in ihr zerbrochen. Die Nachgeburt glitt mit einem Schwall von Blut heraus, und Jehanne wusste, obgleich sie ihren Namen rief, dass Alyce, den Säugling immer noch an die Brust gepresst, ihr Leben ausgehaucht hatte.

Als Jehanne, von Tränen halb blind und betäubt, mit dem toten Mädchen im Arm dasaß, spürte sie jemanden neben sich. Blinzeln erkannte sie eine Gestalt, die eine Laterne hob und die Hornscheibe zur Seite schob, so dass ihr das Licht ins Gesicht schien. Sie wich zurück.

»Ich heiße Deborah. Ich bin hier, um dir zu helfen. Hab keine Angst.«

Vielleicht lag es an dem unerwarteten Licht, vielleicht an den freundlichen Augen der Fremden, jedenfalls zögerte Jehanne nicht lange. Sanft löste sie den Säugling von der Mutterbrust, drückte Alyce die Augen zu und küsste sie auf die noch warmen Brauen.

»Ruhe in Gottes Hand«, flüsterte sie. »Ich werde für dich beten, Alyce.«

Mehr konnte sie nicht für sie tun. Die beiden Frauen stahlen sich mit dem schreienden Kind durch den nachtdunklen Wald davon und ließen das tote Mädchen allein unter den Bäumen zurück.

Kapitel I



Die Entbehrungen der Fastenzeit hatten die Faschingsvöllerei in Vergessenheit geraten lassen, und auf dem Fluss brach das Eis. Vom Schmelzwasser aus den weit entfernten Bergen im Westen schwoll die Themse an, und London erwachte aus einem langen, kalten Winterschlaf. Vor der Stadtmauer reckten die ersten Schneeglöckchen ihre Köpfe empor, und die Menschen warteten ungeduldig auf den Frühling und die Karwoche, denn kurz darauf kam der erste Mai und mit ihm die Wärme.

Anne war zu durchgefroren und aufgereggt, um von der langen Reise müde zu sein. Die Erinnerung an den stillen Winterwald, aus dem sie gekommen war – war es wirklich erst sechs Tage her? –, erschien ihr beinahe unwirklich angesichts des Lärms und des Gedränges inmitten dieses Gewirrs aus Häusern und Straßen.

In der Morgendämmerung des siebten Reisetages ging sie mit Deborah über die London Bridge. Mit ihnen strebte eine lärmende Menschenmenge auf die Stadt zu, wo alle etwas zu erledigen hatten. Die zwei Frauen kamen nur langsam voran. Sie versuchten, sich nicht von dem zerfallenen, steinernen Gehweg drängen zu lassen, der sich eng an die Mauern der überhängenden Häuser und Läden schmiegte. Nur auf dem Gehweg waren sie vor den Reitern und Fuhrwerken auf der von Schlamm, Urin und Mist verunreinigten Straße sicher.

Der Gestank und der Lärm setzten Anne sehr zu. Nie zuvor hatte sie so viele Bettler mit in Lumpen gewickelten Fü-

ßen, offenen Wunden und verstümmelten Körpern gesehen. Auch war sie noch nie einem Fremden so nah gekommen, dass ihr der Gestank seiner fauligen Zähne in die Nase stieg, wenn er einem Kumpanen in der Menge etwas zurief. Anne hatte keine Angst vor Krüppeln – es gab wohl kaum einen Menschen, der in seiner Kindheit nicht Bekanntschaft mit Narben und Verletzungen gemacht hätte –, doch hier schien fast jeder Dritte in irgendeiner Weise missgestaltet zu sein. Deborah erklärte ihr, viele von ihnen seien Veteranen aus den Kriegen in England und Frankreich.

»Kümmert sich denn niemand um sie? Vielleicht der König?«, fragte Anne erstaunt.

Deborahs Antwort ging im Lärm einer bewaffneten Reiterschar unter, die sich fluchend einen Weg durch die Menge bahnte und die Menschen zwang, sich mit einem Sprung vor den trampelnden Hufen zu retten. Anne wunderte sich über ihr derbes Benehmen und die gefühllose Art, mit der sie die Leute mit Peitschen auseinander trieben, um Platz für ihre Pferde zu schaffen. Wurden gewöhnliche Leute wie Vieh behandelt, nur weil sie arm aussahen?

Bis zu diesem Tag hatte sie sich nie als arm betrachtet. Doch als sie die Londoner betrachtete, sah sie, dass ihre eigenen Kleider – die Stadtkleidung, die Deborah mit so viel Liebe und Mühe geschneidert hatte – schlicht und trist aussah im Vergleich mit den juwelenbesetzten Samtröcken, den üppigen Fellmänteln und Seidengewändern der Männer und Frauen, die erhobenen Hauptes in die Stadt ritten.

Dort, wo sie herkam, gab es kaum Münzgeld, doch es spielte keine Rolle, da es ohnedies nicht viel zu kaufen gab. Die Menschen bauten ihre Nahrung selbst an, webten ihre eigenen Stoffe und nähten ihre Kleidung selbst. Keiner musste auf den anderen neidisch sein. Alle besaßen ungefähr gleich viel. Doch London war eine andere Welt, und Anne spürte

zum ersten Mal in ihrem Leben ein Verlangen nach den hübschen Dingen, die andere besaßen.

Schlimmer als die Art und Weise, wie die Menschen miteinander umgingen, empfand sie den Gestank. Die Stadt roch wie ein Misthaufen. Der Gestank von Tierexkrementen vermischte sich mit einer unsichtbaren Wolke säuerlichen Menschenschweißes, der der ungewaschenen Wollkleidung der Leute entströmte.

Sie, die saubere Waldluft und die Reinheit unberührter Schneeflächen gewöhnt war, musste sich förmlich zum Atmen zwingen. Sie musste Luft holen und sich daran gewöhnen. Und sie musste versuchen, nicht auf die Blicke fremder Männer zu achten, die sie keck anstarrten und von oben bis unten musterten in der Hoffnung, die Formen ihres Körpers unter dem Mantel auszumachen. Einer zog ihr sogar die Kapuze vom Kopf, um ihr ins Gesicht zu sehen. Als sie ihm auf die Hand schlug, lachte er über ihre Bestürzung – und über ihr Temperament.

Nach diesem Vorfall hatte Anne stets Angst, Deborah aus den Augen zu verlieren. Wie ein Kind hielt sie sich am Mantel ihrer Ziehmutter fest, während diese geduldig auf das andere Ende der Brücke zusteuerte.

Die Häuser auf der Brücke standen so dicht beisammen, dass das Mädchen den darunter liegenden Fluss nicht sehen konnte. Doch sie hörte das Tosen des Wassers, das gegen die Brückenpfeiler schlug, und sie hörte das Ächzen des Eises, das unter den reißenden Wassermassen zerbarst. In diesem Augenblick überkam sie die Angst.

Was, wenn die Brücke, so mächtig sie auch sein mochte, unter der Last der vielen Menschen und Häuser einbrach und sie in das strudelnde Wasser stürzten? Als wollte sie die unausgesprochene Frage beantworten, drehte Deborah sich um und lächelte sie zuversichtlich an.

»Es braucht mehr als ein wenig Schmelzwasser, um diese alte Brücke zum Einstürzen zu bringen. Keine Angst, meine Kleine. Noch eine Stunde müssen wir es hier aushalten. Bleib so dicht hinter mir, wie du kannst.«

Aber auch die Geräusche der Stadt waren überwältigend. Sie strömten mit solch einer Macht auf sie ein, dass sie sie fast körperlich wahrnahm. Tags zuvor hatte sie sie zum ersten Mal gehört, noch bevor sie zur Stadtmauer und dem Kloster der Armen Klarissen gekommen waren, wo sie die Nacht verbracht hatten. Es war wie ein kommendes und gehendes Murmeln im Wind gewesen, als sie über die lehmigen Straßen zur Stadt wanderten – ein stetes Summen, das keinem Geräusch glich, das das Mädchen je gehört hatte. Als sie neben den anderen Frauen auf der rauen Strohmatten lag, stellte sie sich vor, es wäre die Stimme eines wilden Tieres, das selbst in den dunkelsten Stunden der Nacht nie ganz verstummte. In diesen Stunden war sie noch glücklich und aufgeregter gewesen, nach London zu gehen.

Nun schob sie sich hinter Deborah über die Brücke und schaute zu den Wolken hoch, um nach dem Wetter Ausschau zu halten, doch zwischen den Häusern war nur ein winziges Fleckchen Himmel zu erkennen. Tiefe Traurigkeit übermannte sie.

Anne hatte ihr ganzes Leben, beinahe fünfzehn Jahre, zwischen den Bäumen ihres und Deborahs Waldes gelebt. Aber Himmel und Wolken waren über ihrer kleinen Hütte aus Lehm und Flechtwerk stets zu sehen gewesen.

Wenn es warm war, saß Anne auf der höchsten Stelle des strohgedeckten Häuschens. Von dort konnte sie das Wetter beobachten, konnte sehen, wo ihr Wald endete und wo das Dorf mit seinen verstreuten Hütten begann. Auf der Lichtung, auf der ihre Hütte stand, war es immer still, nur das Rauschen des Windes, das Schreien der Vögel oder das Äch-

zen des Rotwilds im Dickicht des Waldes waren zu hören. Hier jedoch war die mächtige Stimme dieses fremden Ortes allgegenwärtig, sie dröhnte in ihrem Kopf und erlaubte ihr kaum zu denken.

Bald würden sie und Deborah sich trennen müssen, und sie würde allein in der summenden, brausenden, stinkenden Masse zurückbleiben.

Und alles nur wegen des letzten Samhains, jenes Festtages, an dem sich die Pforten zwischen der Dieswelt und der Anderswelt öffnen und der Winter beginnt. Sie hatten sich, wie jedes Jahr, mit den Dörflern auf der Gemeindewiese versammelt und Blutwürste zum Fest mitgebracht, da sie ihr Schwein, das sie das Jahr über gemästet hatten, gerade geschlachtet hatten. Es war der Blutmonat, in dem die Tiere, die nicht über den Winter gefüttert wurden, geschlachtet wurden. Als die letzten Tropfen des Sommerbiers getrunken waren, hatte Deborah die Dorfleute damit unterhalten, jedem die Zukunft vorzusagen, der es wollte. Sehr zum Missfallen des Pfarrers. Er war ein braver Mann, der sich redlich bemühte, die Leute von ihren düsteren, althergebrachten Denkweisen abzubringen, doch an einem Tag wie Samhain war dies ein fruchtloses Unterfangen. Dieser Tag, an dem bis spät in die Nacht geschlemmt und getrunken wurde, besaß eine urtümliche Kraft, die stärker war als jede Predigt. Da der Pfarrer ein vernünftiger Mann war, dem das Wohlergehen seiner Schafe am Herzen lag, schloss er sich den Festlichkeiten an und hoffte, durch seine Gegenwart die schlimmsten Auswüchse zu verhindern.

An Samhain war es jedoch auch Brauch, sich die Zukunft vorhersagen zu lassen. Und dieses Mal hatte Anne Deborah gebeten, auch ihr die Zukunft zu deuten.

»Dafür bist du noch zu jung. Das ist kein Spiel, Anne. Der Pfarrer wird es nicht gerne sehen.« Deborah hatte das Mädchen beiseite genommen, fort von der langen Tafel, wo die

lauten, fröhlichen Dörfler miteinander scherzten. Das Mädchen war verwirrt über den ernsten Gesichtsausdruck ihrer Ziehmutter.

»Warum willst du in deine Zukunft schauen?«

»Ich möchte nur wissen, ob ich auch einen Mann bekomme. Den anderen erzählst du es doch auch ...«

Deborah wandte sich ab, als sie den Blick des Pfarrers bemerkte, der unmerklich den Kopf schüttelte. Dann blickte sie zurück zum Wald, wo ihre Hütte stand. Es sah aus, als würde sie auf etwas lauschen, etwas, das lange Zeit zurücklag. Schließlich seufzte sie tief und nickte, sorgsam darauf bedacht, dass der Pfarrer nichts sehen konnte. »Du hast Recht. Setz dich hin.«

Anne lehnte sich gegen einen Eichenstamm und sank in das trockene, braune Herbstlaub, während Deborah ihre Schale vom Tisch holte. Die Strahlen der untergehenden Sonne verbreiteten immer noch etwas Wärme, in der Luft lag der Duft von Gebratenem und von frischem Bier. Das Mädchen döste ein.

Deborahs Stimme holte sie in die Gegenwart zurück. »Hier, Kind. Schau ins Wasser und sag mir, was du siehst ...«

Das Mädchen blickte sie erstaunt an. »Ich? Willst du denn nicht vorhersagen, Deborah?«

Die Stimme ihrer Ziehmutter war zu einem leisen Summen geworden. »Schau in die Schale, Anne ... Konzentrier dich. Schau einfach ins Wasser ... Was siehst du? Was zeigt dir die Zukunft?«

Vielleicht war es die Erinnerung an einen Traum, der ihr immer noch durch den Kopf ging, vielleicht der Klang von Deborahs Stimme, jedenfalls fühlte sich das Mädchen wohlig warm und sicher, wie ein Kind, das in seinem warmen Bettchen in seinen Träumen versinkt, während draußen die Winterstürme toben ...